

Renelde.

Von V. Subermont.

(Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Hermynia zur Mühlen.)

Renelde, die alle Kohlenleserinnen pflegte zu sagen: „Mein Augustin, das war ein starker Mann, aber mein Jean Baptiste...“

Jean Baptiste war tatsächlich ein starker Kerl. Das hatte er von seinem Vater Augustin, der im ganzen Dorf wegen seiner Kraft berühmt gewesen war.

Augustin war der gefürchtete Gegner der umherziehenden Markttrierger gewesen. Als eines Abends der Schaubudenbesitzer sich weigerte, die vereinbarten fünf Franken zu zahlen, erklärend: „ein Ringer sei nicht auf beide Schultern gelegt worden...“

Ein andermal kam es in einer Kneipe zu einer Schlägerei; Augustin erschien inmitten der Menge, die sich vor der Kneipe tautete. Die Tür stand offen. Im Schankraum sah man eine verknüllte, sich bäugende Gruppe. Die Leute brüllten, warfen mit Bierkrügen, mit Fellen. Augustin zog die Weste aus. „Los, jetzt komme ich!“

„Die Menge wich zurück, Augustin beugte sich nieder, humpelte einen Pfasterstein aus und warf ihn durch die Fensterscheiben. Dann zog er geflissentlich die Weste an. Alle atmeten auf, lachten.“

„Augustin hat seinen guten Tag. Das ist so recht ein Scherz nach seinem Herzen!“ Er schlug sich durch die Halsenden eine Brestche, auch der Pfasterstein hatte die Kaufenden etwas beruhigt, alles war wieder in schönster Ordnung. Freilich lachte der Wirt etwas fäurlich, da er erfuhr, daß Augustin den Stein geworfen, denn von dem wogte er nicht den Preis der Fensterscheibe zu fordern. „Dieser Ganner, der Augustin!“ brummte er, um seinen Kerger zu verbergen.

„Ja, Augustin war ein „starker Mann“, und Renelde hatte alle Ursache, auf ihn stolz zu sein. Er war vor einigen Jahren beim Waidern von einem Förster erschossen worden.“

Jean Baptiste, der Sohn, war friedlicherer Natur als der Vater gewesen. Aber was für ein Kerl! Mit zehn Jahren übertrug er die Mutter bereits um einen halben Kopf. Renelde sagte voller Stolz: „Er wird noch stärker als der Vater!“

Mit elf Jahren konnte er schon die Mutter gegen die Rohheit des Vaters schützen, wenn dieser betrunken heimkehrte. Um diese Zeit fuhr er bereits in die Grube ein. War seine Schicht zu Ende, so ging er die Mutter abholen, die den ganzen Nachmittag Kohlen las. Renelde war ihr Lebtag Kohlenleserin gewesen. Zuerst, um ein wenig mehr für das Heim zu verdienen, und später aus Gewohnheit. Hat man die Hälfte seines Lebens mit dieser Arbeit verbracht, so fällt es schwer, sie aufzugeben. Ins Dorf heimkehrend, krümmte Renelde sich unter der Last des vollen Sackes; ihr Kumpfland zu den Beinen in einem rechten Winkel. Mit dem Sack beladen, glitzte sie einem schwarzen, dahinschwappenden Paket. Der Kopf verschwand fast völlig. Füllte Renelde überhaupt noch die Last. Man hätte daran zweifeln können, bis zu dem Augenblick, da sie, rückwärtsgedehnt, eine Mauer suchte, gegen die sie sich lehnen, an der sie ruhen konnte, die Hände gegen die Knie gestemmt. So wartete sie, bis Jean Baptiste kam und ihr die Last abnahm, die er mit Belustigung auf die breiten Schultern warf. Beim Anblick des Sohnes erhellte sich Reneldes schwarzes, rundliches Gesicht, und auf ihr Gesicht erschien ein bewunderndes Lächeln. „Mein Augustin, das war ein starker Mann! Aber mein Jean Baptiste...“

Eines Tages wartete Renelde, an die Mauer gelehnt, länger als gewöhnlich. Für die Armen ist das Anglick stets etwas tragisch und erschreckend Einfaches. An Stelle des erwarteten Sohnes kamen zwei alte Vergleite auf Renelde zu. Der eine sagte: „Sie warten wohl auf Jean Baptiste, Renelde? ... Er ist bei Ihnen daheim, in der Hütte...“ auf dem Bett. Wurde mit einem Wagen heimgebracht... Ein Fellen hat sich losgelöst, eben im Augenblick, da die Schicht zu Ende ging...

Veräut, halb bewusstlos, murmelte Renelde vor sich hin: „Mein Augustin, das war ein starker Mann! Aber mein Jean Baptiste...“

Dann brach sie unter dem Kohlenack zusammen.

Rärm und Stille um Hermann Hesse.

Ende der Bettverwahrung. Kurze Pause. Es beginnt dann die Hermann-Hesse-Feier. Anschließend Habels Sportsbericht. Flotte Welten.

Der 50jährige Dichter entgeht seinem Schicksal nicht. Am Sonntagabend werden die Sender von Berlin, München, Stuttgart, Hamburg, Breslau, Leipzig, Zürich mit Hesse besprochen. Schon die Dichtungen leiden heftig, wenn sie von fälschlichen Sprechern zwischen schweigende, stehende, gährende, schlafende Abonnenten geworfen werden, doch die größere Gefahr für den Gelehrten liegt in der Verbreitung seines unrichtigen Bildes. Ich sehe mir z. B. das Hesse-Programm des Leipziger Senders an. Es ist schlicht gewählt. Und ein Artikel in der Mittelzeitung tut gar, als sei Hesse vor dem Kriege verstorben, er nennt keines seiner späteren Werke, die weit über die Bezirke des „Camenzind“, der anliegenden Schützergeschichte „Unterm Rad“, der Gottfried Keller naheliegenden Kleinstadtegeschichten hinausgewachsen sind. Die dauerhafte große Schönheit ihrer Sprache und inneren Musik bleibt unangestastet, aber viel wichtiger und teurer ist uns der Hesse der letzten zehn Jahre. Er zeigt eine andere Entwicklung, als sie in der deutschen Dichterpilgergruppe üblich ist. Während die übrigen Prominenten radikal begannen, mit zunehmendem Alter aber mehr und mehr Kompromisse schlossen und das Leben immer harmonischer fanden, riß Hesse, älter werdend, einen bürgerlichen Tempel nach dem andern ein, verwarf die bequeme Westend-Melancholie, pfliff auf die Trugideale eifriger Pädagogen und fand das heutige Leben zum Rohen. Die Kraftbarkeiten aus Hesses früheren Gedichten passen in jedes klassische Lehrbuch, von den Steppenwolf-Gedichten und dem eben erschienenen Roman gleichen Namens wendet sich der Bürger mit Grauen. Schonungslos offenbaren sie die vorweltliche Situation des bürgerlichen Intellektualismus, bejaugend als Kunstleistung, ungemütlich als Bekenntnis. Darum verschweigt sie der Mann beim Radio, darum werden sich die bürgerlichen Zeitungen, mit zwei oder drei Ausnahmen, an ihnen vorbeidrücken. Wäre Hesse ein Arbeiterdichter — im üblichen Sinne des Wortes — die bürgerliche Presse, Radio und Literaten würden ihm gerecht werden. Solche Dichter sind abgestempelt, sie schreiben für jene armen, revolutionsunfähigen Leute, basta. Aber der kompromittierende Hesse stammt aus dem Bürgertum, aus einer Millionärsfamilie, ist ein stanzender Schriftsteller und nennt den ganzen Betrieb Schwindel, gibt seine eigenen kleinstädtischen Hemmungen zu und kränkt mit dem Zweifel an seinen Bemühungen den Stolz aller Kollegen. Während andere von ihrem Dienst am Volkstum fesseln, sagt der ehrliche Hesse, etwas in ihm würde mitreifen, wenn er durchschiele. Schreibt gar, nur an zweierlei mitzuarbeiten habe Wert: daß Deutschland endlich seine staatlichen Schulen schließe und Europa energisch an der Verminde-

zung seiner Geburtenziffer arbeite.

Einem solchen zuchtlosen Autor gegenüber konnte die Bürgerlichkeit nur zweierlei tun: dem wachenden Wert seiner Schriften mit Nichtachtung begegnen oder ihm bekümmert raten: „Rechten Sie zurück zu den geübten Pfaden Ihrer Jugend! Treiben Sie nicht in blindem Vesimismus mit Fähen, was wir alle verehren!“ Es wurden auch andere Stimmen laut, Sozialisten schrieben diesem vielgeliebten Dichter wohlbegründete Einwände: wie er durch die eigennütige Gebundenheit an die Bedürfnisse seines Tages den Anschluss an die vorwärtstreibenden Kräfte veräumle, daß es bedauerlich sei, wenn eine so hohe Kraft sich im Kampf mit einem überfertigeren Individualismus aufreibe, daß er doch verdrüben möge, im Kollektivismus aufzugehen. Aber Hesse blieb ein Mensch zwischen den Klassen, wie er ein Dichter zwischen feindlichen Zeiten ist, einer kollektivistischen und einer individualistischen. Voll teilsühader Bereitschaft, an einer kommenden gerechteren Zeit teilzuhaben, doch zurückgelassen von Jazzamerikanismus und Motorbrutalitäten; das Gesetzerbe der Vergangenheit in sich tragend, aber höherfüßt gegen verlogenes Nachtreterium. Er schreibt in einem Briefe: „Wenn ich einigen als Autor sympathisch bin, so ist es vor allem darum, weil ich verdrübe, etwas weniger zu lägen, als in der Literatur sonst üblich ist. Wem ich nun meine Gefühle von Lebenserfel, Mitleid usw. verdrübe oder umschliefte, würde damit auch aller Wert in meinen Schriften verloren gehen. Ich habe seit Jahren den ästhetischen Ehrgeiz aufgegeben und schreibe meine Dichtung, sondern eben Bekenntnis.“

Solcher Wahrheitsdienst läßt sich überall in Hesses Leben und Schreiben erkennen. Der Knabe revoltierte gegen den Schwindel der bürgerlichen Erziehung, floß von der Schule, arbeitete als Schlosser und Buchhändler, bis der erste große Schriftstellererfolg kam. In der bürgerlichen Zeit danach gab er mit Thoma zusammen die Zeitschrift „März“ heraus, aggressiv gegen den Imperialismus. Doch als zuerst unpolitische Mensch vermachte er nicht lange dabei zu bleiben, ebensowenig wie bei der 1919 mit dem Leipziger Professor Wollestedt gegründeten Monatschrift „Blues vom“. Sie arbeitete für attiven Pazifismus, Fürsorgewesen und Weltgemeinschaften. Hesse vertrat darin das, was er als einziger berühmter Dichter auch während des Krieges ausgesprochen hatte. „O Freunde, nicht diese Töne!“, hieß ein Aufruf, in dem er 1915, in der Neuen Zürcher Zeitung, die Verhöhnung ablehnte. Damals kürzten sich an 40 große Tageszeitungen, die ihn heute anhaften, schimpfend auf ihn. Hesse hat kein einziges Kriegsgebet geschrieben und trotz günstiger Anerbietungen (wegen Dichtereulame) nie eine Uniform angezogen. Er arbeitete jahrelang in Bern für die Verlosung der Kriegsgefangenen mit geistiger Nahrung. Auch nach dem Kriege fiel ihm die nationale Meute noch manchmal an, wenn er eine Wahrheit sagte, die von solchem Manne besonders schmerzte. Reaktionäre Studenten widmeten ihm Serien von Höchriefen.

Keiner jener schon vor dem Kriege glänzenden Dichter hat den Zusammenbruch und die Wandlung so glühend in sich selber erlebt wie Hesse. Er hat herrliche Worte über jene merkwürdige deutsche Revolution geschrieben, sie innig und hessend begrüßt, sich in Liebe zu Landauer und Rosa Luxemburg bekannt. Er meinte auch äußerlich dem Tod des alten bürgerlichen Hesse Ausdruck geben zu müssen und schrieb als ein unbekannter neuer Mann, als Emil Sinclair. Das Buch „Demian“, von der Jugend begeistert begrüßt, erschien unter diesem Namen. Es war des Dichters letzter literarischer Erfolg. Er, der nie einer literarischen Kompagnie angehört, nie etwas aus Opportunismus geschrieben hat, niemals nach Berlin und nach einer Wode gegangen ist, stellt sich als Einstebler in ein Teilner Dorf zurück, und es wird ihm um ihn. In Wandlung, Gegensatz und Steigerung bewegen sich nun seine Bilder: Man kann sich noch auf manche Ueberdichtung gefast machen. Die Hefischonalle ist Thema seines Werks und die Biologie des Künstlers, Süße, Bosheit, Reinheit und Qual der Jugend, der Rausch des Europäers Ringers und die Verenkung des Alanten Sibdartha, Freundschaft mit dem Tode, Persönlichkeitspaltung und die Janber der Randhaff, Kampf mit der Zeit und rettender Humor, zarte Märchen, groteske Träume und unvergeßliche Verse. Probleme der Masse, Gestaltung proletarischer Themen finden sich nicht bei Hesse, doch feiner der nichtproletarischen Dichter erscheint mir unbürgerlicher, feiner schonungsloser in der Selbstdarstellung als dieser Augenleider. Darum halte ich alle seine späteren Bücher bedeutsam auch für die Andersgesinnten als Dokumente eines denkfarken Intellektuellen, dem der Stern des Dichterischen aus einfarmer Höhe leuchtet. In all seiner reinen melodiösen unnaahmlichen Prosa steht kein unklarer Satz. Bezeichnenderweise hat über ihn ein anderer Bürgerlicher ein gedankenreiches Buch geschrieben, Hugo Ball, weiland Dadaist und unerschrockener Bekämpfer deutscher Kriegspotentialität. (Hermann Hesse, Sein Leben und seine Werke, bei S. Fischer, wie auch fast alle Bücher Hesses.)

Ich wollte ursprünglich anders schreiben, einen Klang des Wortes zu geben versuchen, weße zerprengte Verse zitieren, vom Vaganabenden Knulp reden und vom geheuten Beamten Klein, von Hesses letztem Symbol, dem Steppenwolf, einem der kräftigsten und schönsten Tiere des deutschen Literaturgartens, letztes Exemplar der romantischen Gattung. Daß daraus nichts wurde, daran ist der Rundfunk schuld, der mich im Anfang in den Rärm der Polemik trieb und mein Konzept verdrub: Ich verdrübe, die Arbeiterhörst des Radio und Hesse selber vor dem zu erwartenden Faltschick, der Unterschlagung seines besten Teiles zu schämen.

Der jetzt durch alle Spalten gegogene Mann treibt inswischen, abseits von allem Rummel, sein heimatloses Leben in der Sonne und Stille des Teßin weiter, malt leuchtende Aquarelle und sucht darin einen Trost gegen die Literatur. Reinen ist die Massenbesprechung mit Hesse durch das Radio peinnvoller als ihm selber, denn er haßt den idiotischen Persönlichkeitskultus, wünscht sich, nicht in jener dreckigen verlogenen und erstickenden Luft der Doffentlichkeit leben zu müssen. Vor wenig Tagen bezeugte er seine rare Bestimmung mit folgendem Satz über seinen 50. Geburtstag: Mit ihm werde ich schon seit langem jeden Tag angedet: ein Glück, daß das nicht mehr lange dauern kann.

Heinrich Wiegand.

Kunst und Massen.

Bege zu neuer Gemeinschaftskunst verdrübe in Magdeburg mit seinen Sprechschören der Verband der deutschen Volkstheatervereine zu weisen. In der wichtigen Stadthalle hielten sich 4000 Besucher aus allen Gauen Deutschlands gesammelt. Eingeleitet wurde die Feier mit einem Konzertsstück von Hindemith. Es folgte ein Sprechchorwerk: Aufbruch des Geistes, das vom Chemnitzer Sprechchor ausgeführt und von seinem Leiter Fikling verdrüft war. Der Sprech- und Bewegungschor der Berliner Volkstheater unter Leitung von Karl Bogt und Berthe Trimpl, woran sich auch die Tanzgruppe Trimpl-Gorones beteiligte, brachte eine Darstellung: Erwädung der Massen, die sehr stark wirkte. Die Krönung des Abends aber war das Spiel für bewegten Sprechchor: Der gespaltenen Mensch von Bruno Schoenlant. Die von lebhaftem Schwingen getragene Aufführung zeigte, daß die Aufgabe, die sich der Dichter stellte, den Sprechchor aus der Starrheit zu lösen und ihn zu bewegen, durchaus gelungen ist. Trozdem die Mehrzahl der Anwesenden von des Tages Last und Mühe oder von langer Reise sehr ermüdet war, gelang es dem Sprechchor, die Gemüthsheit der Anwesenden in die Handlung zu bannen und sie hmelnzufestigen. Spieler und Hörer wurden eine

höhere Einheit. Die Handlung verschmolz beide. Dem überwältigenden Eindruck konnte sich niemand entziehen. Der Mensch ist gespalten durch eine Gesellschaftsordnung, die sich überlebt. Er sucht den Weg zur Einheit. Die Bilder folgen in wundervoller Reihe aufeinander. Das laufende Band zeigt den Rhythmus moderner Fabriken, der das Fühlen und Denken tötet. Die Wirkung war so mächtig, daß die Zuhörerschaft in den Rhythmus von Wort und Bewegung hineingezoen wurde. Als das zweite Bild das Elend der Arbeitslosen zeigte, als jeder die Hungerpeinliche über den Opfern dieser Gesellschaftsordnung laufen hörte und die Massen über Not und Elend im siegreichen Kampfe die Schlupfelle aus dem Liede Brüder, zur Sonne, zur Freiheit: Schwenket die blutroten Fahnen sangen, brach der Weifall los. Im Spiegel zeigt Schoenlant den gespaltenen Menschen, von denen des einen Reichum sich im Elend des anderen spiegelt. Im vierten Bilde, der Globus, treten die Herren der Welt, die Weltkapitalisten gegen die Unterdrückten der Erde auf. Alles empört sich. Der Erdball rast. Im Schlußbilde, Dämonen, ringen diese Menschen nach erlösender Einheit. Alles drängt sich, strebt auseinander und sucht einen Weg. Die einen wollen der Erde entfliehen und sich dem Arie elision zuwenden, die anderen die Ketten sprengen, bis alles sich in einem Ringel sammelt und uns allen die schicksalhafte Frage zuruft: Gespaltener Mensch, wann findest du dich wieder?! d. k.

Der unheilige Laban.

Ein Reher in Magdeburg. Rudolf Laban, der das Buch über die „Welt des Tänzers“ geschrieben hat, ist ein Reher geworden, verdammt soll er sein. In Magdeburg, vor dem heiligen Konzil der Tanzkunst, welches genannt wurde der Tänzerkongreß, hat man ihn verurteilt und in Leipzig in Gluds Don-Juan-Ballet hat er sich selbst von seinen eigenen Dämonen verbrennen lassen. Womit du strudigt, daran sollst du bestrakt werden. Nach dem Ritterballet von Beethoven noch dieses Don-Juan-Ballet, vorher größter Tanzdichtung, bei der man wirklich lachen kann und aktuelle, zeitliche Pantomime, welche Pregel am Geiste der heiligen Abstraktion!

Dieser Mensch hat in Magdeburg gesagt, uns täte der Anschlag an die klassische Tanzkunst not. Dieser Elende, wo wir doch selber schon beinahe klassisch sind und einem unfontrollierbaren Geisicht Mary Wamant in Dresden nächsten heilig gesprochen werden soll. Während von einem St. Laban nun seinesfalls mehr die Rede sein wird. Denn er hat sich der klassischen Tanzkunst verdrüben. Wenn auch noch nicht geradezu dem reitungslos verkommenen Ballett für dessen Vertreterin mancher brane Kopf auch Anna Pawlowa, die herrliche Unverweßliche hält. „Hofft, anspruchsvoll, trostlos, unfähig, unfähig.“ So dröhnt das „Kreuzige, kreuzige ihm!“ eines anderen reifigen Journalisten, der gleich eine ganze Seite über den allein seligmachenden Kongreß vollbracht hat, an dem — der Teufel muß hier ganz offenkundig seine Hände im Spiel gehabt haben — St. Mary nicht teilgenommen hat.

Kun läßt sich aber auch die Schmach und Schande gar nicht ablegen, daß Laban, der einst auch im Geruche der Heiligkeit stand, in Leipzig, im Kristallpalast, wo er an diesem Sonntagabend und Sonntag mit seinem Tanztheater wieder auftreten wird, wieder der „Cosmus“ der „Quadratwörter“ noch die „Schiedige Ellipse“ genannt hat. In geradezu schamloser Weise stellt sein Don-Juan-Ballet zu Gluds Magdeburg, die bewußte, abfarnante Handlung dar, bergelast, daß ganz gewöhnliche Menschen, die keinen Dunst haben von abstrakter Symbolik und philosophischem Bumbum, verstehen konnten, was los war, ohne erst die Eingeweihten oder das Programm befragen zu müssen.

Wäre nicht durch eine allzu reichhaltige Tanzfolge und durch eingeleitete Solotänze von Schülern, die herauszufstellen man viel leicht etwas zu weitherzig war, eine gewisse Ermüdung erzeugt worden (drei Stunden lang eine Folge verschlebender Tänze anzusehen geht wohl nicht über unsere Kraft, doch zuletzt über unfer Vergnügen), wäre es also nicht zuviel auf einmal gewesen, dann hätten wir uns ganz prächtig unterhalten. Es ist eben Labans eigene Schuld, daß man so profane Worte wie Vergnügen und Unterhaltung hier zu gebrauchen wagt. Hat er sich doch selber nicht gesucht, unsere gute Laune herauszufordern. Er hat uns einen pantomimischen Tänzerher gezeigt, in der „Drahtfiederei“, der sehr lustig war. Er hat eine Kulturproteste mit allerhand Kullenzauber im Tatrof-Sitz vorgeführt, „Mammon — Liebe — Technit“ und das war eigentlich verdammt ernst. Zeitfritte auf den Großstadtberieb, das Leben als Ware; der Mensch als Amüßemaschine, und der Tod als Schraubendefekt. Bei den Burleskenen gar, das „grüne Krotobdi“ gehalten, ließ sich ein agnisches Grinsen kaum vermeiden: Diese Weprinsche Pantastie über eine Gehirnoperation, dieser Bozampf mit der Zeitlupe ausgenommen, und diese hohd vertortelte „Gedankenflucht“, das waren unvergeßliche Kabarettnummern.

Man kann die Tiefe der Labanischen Verkommenheit so recht daran erkennen, daß ein nicht orthodoxer Kritiker es wagt, im Zusammenhang mit seiner Tanzkunst das Wort Kabaret in sein unreines Maul zu nehmen. Da mag es denn wenig helfen, wenn Beethovens Ritterballet (auch so ein niedriges Wort wie Ballett im Zusammenhang mit Beethoven, aber daran ist er freilich selber schuld) sehr schwer und feierlich, obwohl auch stellenweise lustig und aufzegend war, daß wenigstens hier, bei der Zahl und der Länge der einzelnen Tänzenen sich doch auch einmal jene Stimmung des feierlichen Dubens und des schmerzlichen Nicht-on-hinnon-Könnens des Zuschauers sich bemächtigte, wie sie jene „höfste und tieffste“ Tanzkunst, die herangewachsen ist in Dresden und angebietet wird auf dem Kurfürstendam, uns schon so oft bereitet hat.

Kleine Chronik.

Die Sonderausstellung der Stadtstothel Leipzig, Untere-itätsstraße 18, Kleinobenastraße 8, in der Spigensstellungen der Handchriftenmalerei und des gedruckten Buches, insbesondere des illustrierten, vom 10. bis Mitte des 19. Jahrhunderts vorgeführt werden, ist während der Dauer der Internationalen Buchkunst-Ausstellung unengetilich geöffnet: Montags, Donnerstags und Sonntags 11 bis 13 Uhr, Dienstags, Mittwochs und Freitags 10 bis 18 Uhr und jeden ersten Sonntag im Monat (am 3. Juli) 11 bis 13 Uhr mit einer Führung um 12 Uhr.

Filmchau.

Ein halbwegs lustiger Film geht unter dem doppeldeutigen Titel Brillant: Verhältnisse, womit die Verhältnisse von Männern und Weibern vor der Ehe und vor dem Kriege gemeint sind und selbst der Begriff Krieg als miltitäre und eheliche Angefangenhett anzusehen ist: Ein Hausknecht gewinnt das große Los, läßt im Größenwahn seine Liebeste fügen und heiratet eine Dame, die sich hinterher als „alte Mannst“ erweist. Die alte Post von Kestron ist auf Charleston und Bubitopf modernisiert worden, hat aber das gemächliche Tempo der Vergangenheit beibehalten und ist so zu einem gemächlichen Lustspiel geworden. Man sieht Otto Reutter ganz zum erstenmal im Film als den Striche von Groß-Meserich. Hl.